

Ostdeutsche Jährliche Konferenz der Evangelisch – methodistischen Kirche 25. – 29. Mai 2005, Zwickau – Planitz

Wer sagt dir, dass du sicher bist?

Unter den Postkarten, mit denen ich als kleiner Junge spielte, gab es auch solche mit dem Bild der 1930 erbauten Christuskirche Planitz. Sie stammten wohl von einem Verwandten, der zur Bauzeit hier Gemeindepastor war. Schön sah sie aus auf dem Bild. Stabil.

Aber die Karten waren inzwischen Altpapier und die Kirche der Trümmerhaufen, den wir auf unseren Programmheften sehen. Viele Gemeindeglieder waren Opfer des Krieges geworden.

Alle waren sich damals einig: Nie wieder Krieg! Dafür muss man sich einsetzen.

Denn sehr bewusst war allen noch, dass zwischen dem Ende des ersten und dem Beginn des zweiten Weltkriegs gerade einmal 20 Jahre vergangen waren. Hatten die Deutschen so schnell vergessen? Oder war es gerade die **Sehnsucht nach Sicherheit**, die sie verführbar gemacht hatte?

Das bürgerliche Leben im Europa vor dem ersten Weltkrieg wird ja von allen Zeitzeugen mit Begriffen wie *Zuverlässigkeit* und *Berechenbarkeit* charakterisiert. All das war in Krieg und Inflation zerbrochen, der Versailler Vertrag machte wenig Hoffnung, dass es wieder werden könnte „wie früher, zu Friedenszeiten“. An diesen Verlust konnten die braunen Ideologen anknüpfen, indem „Sicherheit durch Stärke“ versprochen wurde. Obwohl alle die Schrecken des Krieges erlebt hatten, ließ sich so die Demütigung der Besiegten in neuen Nationalismus und Revanchedenken ummünzen. Fast nahtlos wurde die Nachkriegszeit zur Vorkriegszeit. Es wurde wieder marschiert und dann weiter marschiert, bis alles in Scherben fiel.

So etwas sollte sich nicht wiederholen. So fand der Weltkirchenrat breiten Konsens, als er 1948 erklärte: „**Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein.**“ Ohne Wenn und Aber.

Das ist lange her.

60 Jahre kein Krieg in Mitteleuropa, die dritte Generation, die ohne Bomben aufwächst – ist uns eigentlich klar, wie wenig selbstverständlich das ist? Seit dem Ende der Ost-West-Konfrontation zeigen keine Raketen mehr auf deutsche Städte. Sicherheit – das scheint nicht unser Problem zu sein. Auch in den christlichen Gemeinden kommt dieses Thema nur noch am Rande vor. Die Friedensdekade hat man wohl nur aus Pietät noch nicht ganz abgeschafft, schließlich war sie zu DDR-Zeiten ein Symbol des Widerstands. Bedrohungen erleben wir heute an anderer Stelle viel drängender. Die individuellen Probleme sind so groß, dass sie leicht den Blick auf größere Zusammenhänge verstellen.

Der 11. September und die Anschläge von Madrid haben aufgeschreckt, plötzlich wurde wieder bewusst, dass das Böse mehr ist als die Abwesenheit des Guten. Und die Diskussion, wie man das Böse bekämpfen und Sicherheit schaffen kann, die selbst während der Kriege auf dem Balkan nur einen Bruchteil der Bevölkerung wirklich bewegt hatte, war für kurze Zeit in aller Munde. Der Irakkrieg hat so viele Menschen wie nie zuvor auf die Strassen gebracht.

Bis heute vergeht kaum ein Tag ohne Opfer im Irak, aber Präsident Bush wurde wiedergewählt und die Diskussion über Alternativen zu militärischer Gewalt ist weitgehend versandet – bis zum nächsten Konflikt, auf den wir nicht vorbereitet sind. Und der kann überall auf der Welt aufbrechen. Dass daraus kein Krieg als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ (Clausewitz) wird, bedarf aktiver Bemühung und funktionsfähiger Instrumente, diese Spannungen auf andere Weise zu lösen.

Herkömmliche Konzepte, auch die der Friedensbewegung, reichen dafür nicht aus, weil sie sich ausschließlich auf Kriege zwischen Staaten beziehen. Zunehmend haben wir es aber mit Bürgerkriegen zwischen ethnischen Gruppen und mit ideologisch oder religiös motiviertem Terrorismus zu tun. Dazu kommt eine zunehmende Privatisierung von Gewalt, kriminelle und terroristische Gruppen verschmelzen.

Und wir dürfen nicht vergessen, dass die Massenvernichtungswaffen (samt dem Know-how für ihre Produktion) keineswegs aus unserer Welt verschwunden sind.

Sollten wir nicht diese Friedensperiode als **Gnadenzeit** begreifen, die uns die Entwicklung von Alternativen zu Krieg und Gewalt ermöglichen, ehe aktuelle Bedrohungen schnelles – und dann häufig aus Mangel an besseren Ideen wieder militärisches – Handeln erfordern?

Solche Alternativen können nur aus einem breiten Bewusstseinswandel erwachsen, zu dem alle Menschen guten Willens beitragen müssen. Daher bin ich froh, dass diese Konferenz **Sicherheit** zu ihrem Thema gemacht hat. Sie reiht sich damit ein in die Bemühungen unserer Kirche, in diesen Fragen Klarheit zu gewinnen. Sie hat mit dem (wesentlich von Bischof Dr. Walter Klaiber formulierten) Arbeitspapier des Bischofsrates „**Auf der Suche nach Sicherheit**“ und dem von der Zentralkonferenz 2005 verabschiedeten umfangreichen **Friedenswort** grundlegende Aussagen gemacht. Die gründliche Beschäftigung mit diesen Texten lohnt sich sehr und ist durch ein Konferenzreferat nicht zu ersetzen.

Es lässt sich nicht völlig vermeiden, in diesem Referat Gedanken zu wiederholen, die in den genannten Papieren bereits gründlich behandelt sind. Dafür bitte ich um Nachsicht.

1. Verwundbarkeit und Abhängigkeit als Teil des Menschseins

1.1 Der Mensch ist ein Mängelwesen, angelegt und angewiesen auf Gemeinschaft, Arbeitsteilung, Austausch von Gütern und Ideen, auf Schutz gegenüber den Kräften der Natur, Feindseligkeiten und Gewalt.

Menschen brauchen einander, das macht sie bedürftig und verletzlich, schafft aber zugleich die Voraussetzung für Kreativität, Offenheit, Kooperation, für Mitleiden, Solidarität und Verantwortung.

Menschen streben nach Freiheit und dennoch nach Geborgenheit, Identität, suchen Bestätigung.

Menschen und Gemeinschaften stehen aber gleichzeitig zueinander in Konkurrenz.

Interessengegensätze, Spannungen und Konflikte gehören zu unserem Leben, sie sind eine wichtige Triebkraft der Entwicklung, enthalten aber auch ein gefährliches Gewaltpotential.

So suchen wir nach Sicherheit.

1.2 Schon in den biblischen Texten wird deutlich, dass das Verlangen nach Sicherheit je nach Kontext ganz Verschiedenes meint.

Es ist ein Unterschied, ob „aus der Tiefe“ (Ps. 130) lebensbedrohlicher Not und Unsicherheit um Hilfe gerufen wird oder man aus der Position des Wohlstands und relativer Ruhe für sich Besitzstandwahrung und Fortdauer dieser behaglichen Umstände sucht (Jer 2, 27), manchmal auch nur versucht, beschwichtigend Sicherheit vorzugaukeln (Jer 6, 14).

Dabei meint Existenzsicherung allerdings mehr als das nackte Überleben. Die Wendung „ein jeder unter seinem Feigenbaum und Weinstock“ (1. Kön 5, 5; Micha 4, 4) macht deutlich, dass Sicherheit immer schon eine soziale (Jes 14, 30) und ökologische (Lev 25, 18 f.) Dimension hatte, die jedenfalls den notwendigen Lebensunterhalt und damit ein gewisses Maß an Freiheit garantiert

Menschliches Leben braucht Verlässlichkeit. Wie der Noah-Bund durch allen Wechsel des Naturgeschehens hindurch überschaubare Bezüge setzt, mit denen sicher zu rechnen ist und innerhalb derer menschliche Zivilisation Lebensraum gestalten kann, so erhofft sich der Mensch auch für das Zusammenleben der Völker einen beständigen Rahmen, einen Zeithorizont zum Planen und Gestalten, den er nicht aus eigener Kraft garantieren kann.

Sicherheit vor Krieg, massiver Gewalt und Zerstörung stehen daher ganz oben auf der Werteskala. Die Bitte um Sicherheit vor Feinden findet sich schon in den Psalmen an vielen Stellen und ist auch Teil von Segenswünschen (z.B. Deut 33, V. 12 und 28).

1.3 All diese Grundbefindlichkeiten des Menschseins haben in der modernen Welt eine enorme Zuspitzung erfahren. Der medizinische und technische Fortschritt macht unser Leben in früher unvorstellbarem Maße sicher und komfortabel, gleichzeitig bleiben große Teile der Welt in Armut und Hunger. Medien machen uns eine fast unbegrenzte Menge von Informationen zugänglich, relativieren gleichzeitig aber die bestehenden Werte und führen zu einem Verlust an Identität. Das Tempo der Veränderungen steigt ständig. Was sicher schien, ist unsicher geworden.

Zugleich wird unsere Abhängigkeit immer größer, weil wir gar nicht mehr in der Lage sind, ohne das komplizierte Zusammenwirken der Systeme zu existieren.

Aus der Schwierigkeit des Einzelnen, ohne Zivilisation zu überleben (schon Robinson Crusoe startet nicht mit bloßen Händen, sondern mit einer halben Schiffsladung an Werkzeugen und Gütern!) ist die globale Abhängigkeit (Interdependence) der Nationen geworden. Ein großflächiger Stromausfall, der Müllarbeiterstreik in einer Großstadt oder der Ausfall eines Zentralcomputers bringen das Leben ganzer Regionen oder Wirtschaftszweige durcheinander.

Der Anschlag des 11. September hat die Aktienmärkte zum Absturz gebracht und damit viele Unternehmen (einschl. internationaler Fluggesellschaften) in den Ruin getrieben.

Mit einem Mal war deutlich, wie fragil das Gefüge unserer modernen Welt ist, trotz, nein: gerade wegen des technischen Fortschritts.

1.4 Der Tsunami und – in der Dimension nicht vergleichbar, aber für viele von uns hautnah – die Flut im Sommer 2002 haben von einer ganz anderen Seite her das Vertrauen erschüttert, dass uns nichts passieren kann: trotz aller Erfolge der Technik haben wir längst nicht alles im Griff.

Es war bezeichnend, dass die Kommentare in den Medien die Frage nach dem Warum nicht stellten. Für sie war es in erster Linie ein technisches Problem: Man muss nur ein ordentliches Frühwarnsystem installieren, dann ist alles O. K.

Wir versuchen, unsere Angst zu beherrschen, indem wir den alten Traum der Menschheit träumen, den Traum von der Unverwundbarkeit.

2. Unverwundbarkeit

2.1 Es ist ja nur zu verständlich, dass man sich und die eigene Gesellschaft schützen möchte gegen alles, was uns schaden könnte.

Im Umgang mit der **Natur** haben wir lernen müssen, dass dauerhafte Erfolge fast immer nur dort zu erzielen sind, wo wir die Naturkräfte verstehen und nutzen. Wo wir nur an uns denken und ohne Rücksicht auf das natürliche Gleichgewicht Veränderungen erzwingen, zeigt sich häufig, dass wir über dem kurzfristigen Nutzen übersehen haben, welcher Schaden langfristig daraus entsteht.

Die Abholzung der Regenwälder und die Zerstörung der Ökosysteme in den Weltmeeren illustrieren, was schon in der Geschichte von Esau eindrücklich erzählt wird: Wer nur an jetzt denkt, der verspielt Zukunft und Segen, denn er missachtet Gottes Gaben. Nach dem Duktus der Vätergeschichte ist das gegenüber der cleveren Gaunerei Jakobs das schlimmere Vergehen.

Wo wir Schutz vor **Menschen** suchen, die uns schaden könnten, wird die Zweischneidigkeit dieses Traumes von der totalen Sicherheit offenkundig. Wenn in der Sage Siegfried sich im Blut des Drachen badet, will er ja die Stärke des Bösen in den Dienst nehmen, um selbst unbesiegbar und unverletzlich zu werden. Genau das ist die ethische Frage, vor der wir stehen: Wie weit rechtfertigt (oder gar: heiligt) der Zweck die Mittel?

2.2 Abschottung kann sicherlich das Eindringen gefährlicher Personen (Kriminelle, Terroristen) und Einflüsse bremsen, tatsächlich war die Kriminalität während der DDR-Zeit geringer, den Preis kennen wir.

Alle Versuche, die EU bzw. Deutschland gegen Asylbewerber und Menschen aus ärmeren Ländern abzuschotten, weil immer auch Gefahr von Missbrauch besteht, lassen sich zwar stammtischwirksam propagieren, stoppen aber – wenn überhaupt – die kleinen Fische, treffen dafür immer viele Unschuldige und erzeugen bei den Betroffenen Erbitterung und Feindbilder, die all zu leicht von wirklich gefährlichen Hintermännern (z.B. Terroristen) instrumentalisiert werden können. Über die Einschränkung von Bürgerrechten, ohne die eine halbwegs wirksame Kontrolle unmöglich ist, wird noch zu sprechen sein. Ohnehin sorgen moderne Kommunikationsmittel und der ungeheure Umfang des internationalen Verkehrs dafür, dass Industrieländer keine wirklich geschlossenen Grenzen haben.

Das Misstrauen gegenüber ausländischen Terroristen und Spionen kann nur allzu leicht missbraucht werden. Der Genozid an den Armeniern in der Türkei 1915, die Umsiedlung der

Russlanddeutschen in der Sowjetunion, die Internierung amerikanischer Staatsbürger japanischer Abstammung während des zweiten Weltkriegs, der Giftgaseinsatz gegen Kurden im Irak erfolgten alle unter dem Deckmantel nationaler Sicherheitsinteressen.

2.3 Den Gegner durch militärische Stärke **abzuschrecken** hat tatsächlich öfter den Ausbruch von Kriegen in bestimmten Regionen verhindert. Im High-Tech-Zeitalter hat der Rüstungswettlauf aber zu absurden Overkill-Potentialen (der Fähigkeit, die Menschheit nicht nur einmal sondern viele Male zu vernichten) und damit zu einer **Perversion von Sicherheit** geführt. Die immer kürzere Spanne zwischen Vorwarnung und Einsatz von Massenvernichtungswaffen erhöhte die Gefahr, dass ein Atomkrieg durch technisches oder menschliches Versagen ausgelöst werden könnte.

Daher haben sich viele Kirchen zu einer klaren „Absage an Geist, Logik und Praxis der Abschreckung“ bekannt.

Der Rüstungswettlauf bringt zudem auch ohne Krieg Vernichtung, weil er ungeheure Gelder verschlingt, die dringend zur Lösung lebensbedrohlicher Menschheitsprobleme benötigt werden.

Schließlich: Gegner, die man nicht eindeutig lokalisieren kann, Terrorgruppen zum Beispiel, sind gegen Abschreckung praktisch immun. Wo –wie im Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern- Vergeltung an zivilen Angehörigen oder Sympathisanten solcher Gruppen geübt wird, spielt man damit den Scharfmachern eher in die Hände. Jedes Opfer in einem Flüchtlingslager ruft neuen Hass hervor und rekrutiert damit neue Selbstmordattentäter.

2.4 Dass man durch Gewalt keinen dauerhaften Frieden schaffen kann, hat aber wohl noch einen tieferen Grund. Das Böse lässt sich nicht einfach lokalisieren und eliminieren. (vgl. Christhard Rüdiger „Überwinde Böses mit Gutem“, OJK 2002). Es wirkt ansteckend wie eine Krankheit (für deren Beschreibung in der Antike übrigens ähnliche Metaphern des Dämonischen verwendet wurden).

Die Angst treibt uns an, den Gegner zu übertrumpfen. Und da darf man nicht zimperlich sein. Noch immer hat sich im Verlauf der Kämpfe die Brutalität der Kriegsgegner stark angenähert. Denn wenn man Soldaten dazu bringen will, ihr Leben zu riskieren, muss man den Hass auf den Feind wecken, kann ihn deshalb gar nicht schlimm genug darstellen. Und gegen solche Bestien in Menschengestalt ist dann alles erlaubt.

2.5 Sicherheit als Geschäft

Wenn man ausreichend die Ängste schürt, kann man unter dem Deckmantel, es sei für die Sicherheit nötig, ziemlich alles durchsetzen. Das weiß der militärisch-industrielle Komplex zu nutzen (vor dem bereits der scheidende Präsident Eisenhower, selbst früherer General und eher ein Hardliner, in seiner Abschiedsrede 1961 eindringlich gewarnt hatte).

Der Rüstungswettlauf zu Zeiten des kalten Krieges war angeheizt aus einer Mischung von Angst vor Bedrohung und wirtschaftlicher Berechnung. In Zeiten der Entspannung wurde dann verstärkt auf Export von Rüstungsgütern gesetzt. Viele der Waffen, die heute an den Spannungsherden der Welt und in den Händen von Terroristen Grund zu berechtigter Sorge bieten, stammen von Rüstungskonzernen unserer westlichen Welt. Sie sind nun das Argument für verstärkte Investitionen in militärische Sicherheit. Nach dem 11. 9. boomte die Rüstungsindustrie weltweit.

In diesem Jahr wird allein in den USA über 400 Mrd. USD, über die Hälfte des gesamten Staatshaushaltes, für Rüstung ausgegeben. Gleichzeitig wächst die Staatsverschuldung ins Unermessliche. Das Verhängnisvolle ist, dass - kurzfristig gesehen - solche Politik viel Beifall bringt. Von der Industrie (und den Medien, die von ihr abhängen) sowieso, Arbeitsplätze werden gesichert und in der Bevölkerung entsteht der Eindruck: hier wird etwas gegen die Bedrohungen getan. Politiker können Zustimmung und Wählerstimmen brauchen. Die Enkel, die das alles einmal zu bezahlen haben, sind nicht stimmberechtigt.

Schlimmer noch: auch Entscheidungen über Krieg und Frieden hängen stärker, als es auf den ersten Blick sichtbar ist, von innenpolitischen Erwägungen ab. Ob man sich von einem Krieg eine Welle nationalen Zusammenstehens und damit Wahlerfolge verspricht oder doch eher Ablehnung befürchtet, kann den Ausschlag geben.

Aber es sind Menschen, die im Krieg sterben. Frauen, Kinder, Unbewaffnete. Waren im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 noch 98% der Toten Soldaten und nur 2% Zivilisten, war das Verhältnis im Vietnamkrieg genau umgekehrt.
(Zahlen aus dem Krieg in Serbien / Kosovo oder dem Irakkrieg kenne ich nicht.)

2.6 Die Anonymität der Gewalt

Denn der Traum von der Unverwundbarkeit wird in teure Militärtechnik umgesetzt. Aus sicherer Entfernung töten, ohne selbst gefährdet zu sein, das haben wir perfektioniert. Wir tun viel, damit „unsere Jungs“ auch im Krieg sicher sind. Und vor allem: damit wird die Hemmschwelle herabgesetzt, sich auf einen Krieg einzulassen, bei der Bevölkerung und bei den Soldaten auch. Das Risiko ist begrenzt, von uns wird es schon niemand treffen. Nur die Feinde.

Nein, auch wenn im Irak wieder deutlich wurde, wie viel Brutalität unter einer dünnen Fassade von Zivilisation schlummert, ganz sicher würde keiner der jungen Piloten, die man da im Fernsehen erlebt, eigenhändig einen Säugling erwürgen oder einer alten Oma die Kehle durchschneiden. Er drückt nur auf einen Knopf und lenkt eine Rakete ins Ziel. In Interviews ist viel Stolz zu spüren, dass er die hoch komplizierte Technik beherrscht. Was dort unten passiert, geht ihn nichts an. Er macht nur seinen Job und den macht er gut.

Und der General spricht in der Pressekonferenz hauptsächlich von Zahlen. Soundso viele Einsätze, große Präzision, der Gegner wurde entscheidend geschwächt, Kollateralschäden? – die lassen sich leider nicht ganz vermeiden. Tote, Verwundete? – Nein, Gott sei Dank kam niemand zu Schaden.

Da ist es heraus. Die „Feinde“ zählen nicht, auch nicht die unschuldigen Opfer. Das Drachenblut macht nicht nur die Haut unverwundbar, es schützt auch die Augen - davor, Gegner als Menschen zu sehen. Das erhöht die Effektivität der Kämpfer.

Die eigentlich doch so verständliche Sorge um die eigene Sicherheit kann Menschlichkeit zerstören.

2.7 Wenn man tod-sicher sein will, dass der Gegner einem nicht schadet, kann man ihn vorsichtshalber totschiessen, ehe er feindselig werden kann. Militärisch nennt man so etwas **Präventivschlag**.

Als Präsident Bush im Oktober 2002 im amerikanischen Parlament die Ermächtigung zu Aufmarsch und Kriegsführung im Irak durchsetzte, gab es im US-Repräsentantenhaus eine Anhörung, an der zahlreiche Kirchenführer (sowie einige jüdische und islamische Vertreter) der USA teilnahmen, darunter mehr als ein Dutzend UMC-Bischöfe. Alle sprachen sich sehr klar gegen den Krieg aus. In einem der eindrucklichsten Beiträge wurde argumentiert, dass ein Präventivkrieg weit hinter das „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ zurückfällt, die älteste uns überkommene Regel zur Eingrenzung der Gewalt. Friedensethisch waren wir vor 3000 Jahren schon weiter. Und ahnten schon, dass wirkliche Sicherheit so nicht zu finden ist.

3. Sicherheit als Illusion

3.1 Bereits die uralten Sagen und Mythen der Menschheit spiegeln wider, dass dem Traum von Unverletzbarkeit und Unbesiegbarkeit Grenzen gesetzt sind. Die Achillesferse und das Lindenblatt des Siegfried machen deutlich, dass hundertprozentige Sicherheit Illusion bleiben muss. Goliath war auf jeden, der „mit Schwert, Speiß und Schild“ gegen ihn antreten wollte, bestens vorbereitet, seine Stärke und Selbstsicherheit wirkten einschüchternd auf alle, die in den gleichen Kategorien dachten, aber eben nur auf sie.

Die Sowjetunion hatte mehr Grenzsoldaten als jedes andere Land der Welt und einen riesigen Sicherheitsapparat, das hinderte Mathias Rust nicht, mit einem vergleichsweise simplen Sportflugzeug auf dem Roten Platz zu landen. Es hätte ihn auch niemand hindern können, wenige Meter weiter Bomben auf dem Kreml zu werfen.

Präsident Bush sen. wollte mit dem viele Milliarden teuren STAR-WAR-Projekt einen Raketenangriff auf die USA unmöglich machen und meinte so das letzte Leck im Schutzschild seines Landes zu schließen, sein Sohn musste erfahren, dass ein paar Rasiermesser in der

Hand entschlossener Terroristen genügen, um die stärkste Nation der Welt empfindlich zu treffen und in Panik zu versetzen.

Die eigentliche Lehre aus dem 11. September heißt: Es gibt **keine** absolute Sicherheit **gegen** die anderen, nur **mit** ihnen kann man an einer gemeinsamen Sicherheit bauen.

3.2 Und es muss auch die Frage gestellt werden, ob absolute Sicherheit wirklich so wünschenswert, ob sie überhaupt menschlich ist.

Es gibt ihn ja, den Zustand des Siegfried ohne Lindenblatt, die lückenlose Hornhaut. Sklerodermie ist der wissenschaftliche Name. Es ist eine tödliche Krankheit. (Zum Glück ist sie sehr selten. Das prominenteste Opfer war wohl der Maler Paul Klee, der 1940 daran starb.) Die fortschreitende Verhärtung nimmt einem buchstäblich die Luft zum Atmen, man erstickt an der Undurchdringlichkeit der eigenen Haut.

Vor der Gefahr einer Sklerodermie der Gesellschaft hat der englische Autor George Orwell in seinem (1950 erschienenen) beklemmenden Zukunftsroman „1984“ gewarnt. Er malt den totalen Überwachungsstaat („Big Brother is watching you“), aber diese Diktatur ist in seiner Fiktion weder der schlimme Zustand einer fernen, vielleicht kommunistischen Nation noch die Folge der Unterdrückung durch fremde Mächte, sondern das Ergebnis der lückenlosen Abschottung seines eigenen Staates, der so stolz auf seine Demokratie ist. Orwell hat einfach zu Ende gedacht, was passiert, wenn man hinter jeder Ecke einen Feind wittert und Sicherheit zur höchsten Maxime macht, koste es, was es wolle.

Verwundbarkeit gehört unabdingbar zum Menschsein. Man kann ihr nicht entkommen, ohne seine Menschlichkeit zu verlieren. Wo die Beziehungen zu anderen Menschen abgeschnitten werden, verkümmert man.

„...sie mauern sich selbst in Wandlitz ein, ja selbst in Wandlitz ein“, sang Wolf Biermann über das Politbüro. Nach der Wende habe ich gelesen, dass es zwischen den Bewohnern dieser Siedlung keinerlei persönliche Besuche gab und manche außerhalb des Dienstlichen überhaupt nicht miteinander sprachen.

Wir wollen und müssen Menschen vor Terrorismus und Krieg schützen. Aber der alles entscheidende Punkt ist, dass dieser Schutz das Recht der Menschen verteidigt, in einer offenen und darum verwundbaren Gesellschaft zu leben.

Die Frage nach der Sicherheit vor Verfolgung und vor Feinden und danach, ob auch Gewalt eingesetzt werden darf, um sich und andere zu schützen, hat die Christenheit durch die Geschichte hindurch immer wieder beschäftigt.

4. Vom Pazifismus zur Lehre vom „gerechten“ Krieg

4.1 Die Haltung der frühen Christen war vom Gewaltverzicht Jesu geprägt. „Selig sind, die Frieden stiften“ „Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen“. Dass zu militärischem Zeremoniell auch eine gottähnliche Verehrung des heidnischen Kaisers gehörte, verstärkte die Distanz zu Armee und Waffendienst. Christ sein und Soldat sein war unvereinbar.

Das änderte sich mit dem Übergang von der verfolgten, bestenfalls geduldeten Minderheit zur Staatskirche. Christen hatten nun nicht nur ethische Entscheidungen für sich selbst zu treffen, sondern auch Verantwortung für das Ganze zu tragen, auch für die Sicherheit des Landes und seiner Bevölkerung. Wurde bereits vor Konstantin argumentiert, die Christen profitierten von diesem Schutz, ohne zu ihm beizutragen, so konnte ihnen jetzt niemand mehr die Verantwortung abnehmen. Lässt sich die Bereitschaft, lieber Gewalt zu leiden als Gewalt auszuüben, mit Recht auf jeden Bürger übertragen und zu einer Verhaltensmaxime für alle machen?

Dazu kam ein starker Erwartungsdruck von Seiten der Herrscher, die in enger Verflechtung von Thron und Altar die Kirche als quasi göttliche Legitimation ihrer Machtstrukturen benutzte. Kaiser Konstantin entschied sich für das Christentum, weil er „in diesem Zeichen (zu) siegen“ hoffte.

G. Scherle hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich die veränderte Wahrnehmung gut verdeutlichen lässt an den unterschiedlichen Assoziationen, die das Wort FRIEDEN in den drei Sprachen auslöst, die bei der Ausbreitung des Christentums eine Rolle spielten: Hebräisch, Griechisch und Latein.

Der ganzheitliche Begriff SCHALOM, Gottesgabe und Lebensform, wird im Neuen Testament (aber auch in der griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel, der Septuaginta) mit EIRENE übersetzt, das in der politischen Philosophie der Antike die Abwesenheit von Gewalt zwischen zwei Kriegen meint. Das umfassende Heil wird also verkürzt zum Zwischenkriegszustand.

Nachdem aber das Neue Testament in lateinischer Sprache zur Grundlage der Theologie in der westlichen Christenheit wurde, kam es nochmals zu einer Akzentverschiebung: PAX wurde in Verbindung mit dem Begriff der Pax Romana gehört, dem Zustand von Recht und Ordnung im Römischen Reich, der durch massive militärische Macht garantiert wurde, Frieden als Herrschaftsform also. Es nimmt nicht wunder, dass auf diesem Hintergrund christliche Friedensethik vorwiegend Staats- und Gewaltethik war und die Frage bearbeitete, nicht ob sondern unter welchen Bedingungen Christen Krieg führen dürfen.

4.2 Besonders Augustin und später Thomas von Aquin haben auf dem Hintergrund antiker Quellen eine Reihe von Grundsätzen zur Eindämmung von Gewalt entwickelt, in deren irreführender (ebenfalls aus antikem Denken mitgeführter) Bezeichnung „Gerechter Krieg“ freilich schon Fehlinterpretation und Missbrauch angelegt waren. In der Zeit der Reformation wurde sie von Luther und auch von Calvin übernommen und war über Jahrhunderte sowohl im katholischen wie im evangelischen Raum Grundlage kirchlicher Lehre zu Krieg und Gewalt. Im Laufe der Geschichte ist sie zunehmend verkürzt und häufig zur Rechtfertigung von Kriegen verwendet worden und daher –wie ich meine, nicht völlig zu Recht– in Verruf geraten.

Es gibt Umstände sagt diese Theorie, unter denen Kriegführen für den Christen möglich sei. Dazu müssen aber nicht einzelne, sondern alle folgenden Bedingungen erfüllt sein:

Voraussetzungen zum Beginn von Kampfhandlungen:

1. Ein gerechter Grund, etwa Verteidigung gegen Angriff oder Völkermord
2. Ein gerechtes Ziel: nicht Unterjochung oder Gewinn von Territorien, sondern eine tragfähige Friedensordnung muss Ziel des Krieges sein
3. Der letzte Ausweg nach Ausschöpfung aller nicht-militärischen Mittel
4. Nur eine legitime Autorität darf Krieg erklären (im Mittelalter wichtig gegen Privatfehden)
5. Begründete Hoffnung auf Erfolg (gegen sinnlose Kämpfe um Prinzipien und Ehre)

Verhalten im Krieg:

6. Schonung der Zivilbevölkerung (später auch: der Kriegsgefangenen)
7. Verhältnismäßigkeit der Mittel: Der Schaden durch den Krieg darf nicht schlimmer sein, als das Übel, das man bekämpfen will. Das schließt analog zu 5. ein, einen aussichtslosen Kampf rechtzeitig zu beenden, um unnötige Opfer möglichst zu vermeiden.

(Eine detaillierte Darstellung und weitere Literatur vgl. Friedenswort der EmK, Pkt. 3. 2)

4.3 Eine nicht-pazifistische christliche Ethik ist nur unter der Voraussetzung denkbar, dass hier dem Recht gegen schweres Unrecht zur Durchsetzung verholfen wird. In diesem Rahmen beschreibt die Lehre vom „Gerechten“ Krieg den Extremfall, in dem Nichtstun schlimmer sein könnte als die Anwendung militärischer Gewalt.

Ob sich das wirklich so verhält, ist freilich schwer zu überprüfen. Wir haben während des Irakkriegs erlebt, welcher Propagandaapparat aufgeboten wird, um einen gerechten Grund vorzuspiegeln. Auch wird meist so getan, als sei ein plausibler Grund ausreichend, um den Krieg zu rechtfertigen, bei den anderen Punkten wird tunlichst nicht allzu genau hingeschaut. Und es ist nicht mehr im Blick, dass Kriege stets eine Eigendynamik entwickeln. Je länger ein Krieg dauert, desto klarer wird, dass nur eines zählt: der Sieg. Der Effektivität des Kampfes werden alle ethischen Rücksichten geopfert.

Die eigentliche Schwäche der Theorie vom „Gerechten Krieg“ liegt aber in ihrer Stärke, nämlich dem Gleichsetzen von Krieg und Polizeiaktion. Tatsächlich wäre eine Art Weltpolizei als

Ordnungsmacht das Instrument, das die Schwachen vor der Willkür der Starken schützen könnte. Diese Analogie zur Polizei ist aber in mehrfacher Hinsicht fraglich.

Zum einen ist kein Krieg ausschließlich Schutz der Bevölkerung vor Angriffen, immer enthält die Auseinandersetzung von Staaten auch Eigeninteressen, Kampf um wirtschaftliche und politische Einflusssphären, Sicherung des Status quo samt aller strukturellen Gewalt, die mit jeder Herrschaft verbunden ist.

Zum anderen wird damit der Kriegsgegner mit einem Verbrecher gleichgestellt, der nach allgemein anerkanntem, eindeutigen Recht zu verurteilen ist. Internationale Konflikte sind aber selten so eindeutig und auch internationale Gremien werden von wenigen Nationen dominiert und sind kein völlig neutrales Schiedsgericht. Auch werden fast immer beide Seiten für sich beanspruchen, für eine gute Sache zu kämpfen. (Wer ist Terrorist, wer Freiheitskämpfer?)

Der Name „Gerechter“ Krieg drängt aber genau diese Vorstellung auf: Hier geht es Werte und Gerechtigkeit. Damit ist der Übergang zu einem ideologisch aufgeladenen Krieg der Guten gegen die Bösen gegeben. Mit gutem Gewissen kann man in den Krieg ziehen und die Feinde vernichten, man ist ganz sicher, für fundamentale Werte zu kämpfen. Und was könnte einen Glaubenden mehr bestärken als die Überzeugung, Gott selbst sei in diesem Kampf auf seiner Seite?

Ehe am 5. August 1945 das Flugzeug, das die Hiroshima-Bombe trug, von der Südseeinsel Tinian startete, sprach ein (lutherischer) Feldgeistlicher folgendes Gebet: „Allmächtiger Vater, der Du die Gebete jener erhörst, die Dich lieben, wir bitten Dich, denen beizustehen, die sich in die Höhen Deines Himmels wagen und den Kampf bis zu unseren Feinden vortragen. Behüte und schütze sie, wir bitten Dich, wenn sie ihre befohlenen Einsätze fliegen. Mögen sie, so wie wir, von Deiner Kraft und von Deiner Macht wissen, und mögen sie den Krieg zu einem schnellen Ende bringen. Wir bitten Dich, dass das Ende dieses Krieges nun bald kommt und dass wir wieder einmal Frieden auf Erden haben.

Mögen die Männer, die in dieser Nacht den Flug unternehmen, sicher in Deiner Hut sein, und mögen sie unversehrt zu uns zurückkehren. Wir werden im Vertrauen auf Dich weiter unseren Weg gehen, denn wir wissen, dass wir jetzt und für alle Ewigkeit unter deinem Schutz stehen.“

(W. L. Laurence, Die Geschichte der Atombombe, List-Bücher, München 1952, S. 182, zitiert nach Gollwitzer, Christl. Glaube..)

5. Religion und Gewalt

5.1 Wer Religion ernst nimmt, sein Leben darauf bauen will, sucht mehr als eine vage Hoffnung, dass vielleicht irgendwie eine „höhere Macht“ uns beistehen, leiten, dem Leben Sinn verleihen könnte. Er und sie suchen Gewissheit.

Je tiefer und verbindlicher Glaube prägt, desto wichtiger wird das Verlangen, ganz **sicher** zu sein, dass dieser Weg der richtige ist, wie denn umgekehrt jede Bestätigung das Verlangen verstärkt, weiter dabei zu bleiben, alle Bereiche des Lebens daraus zu gestalten und sich mit ganzer Hingabe für diese Sache einzusetzen.

Wer Bestätigung sucht, ist nicht immer wählerisch. Wir wissen alle, dass Frömmigkeit nicht selten in Gefahr ist, Tradition und Gewohnheit mit Glauben zu verwechseln, leichtgläubig nur das selektiv wahrzunehmen, was die eigene Haltung stützt, eigene Erfahrung und Überzeugung zur einzig wahren und für alle verpflichtenden Ausdrucksform des Glaubens zu erklären. Schon die frühen Gemeinden hatten damit zu tun, besonders der Apostel Paulus hat sich damit auseinandergesetzt, innerhalb der jungen Christenheit zur Einigkeit gemahnt; gegen Angriffe von außen wurde auch sein Ton schärfer.

Toleranz zu üben fällt ja leicht, wenn die Sache, um die es geht, einem wenig bedeutet. Was einem am Herzen liegt, weckt starke Emotionen, dafür streitet man.

5.2 Es ist offenkundig, dass die Frommen an dieser Stelle stärker gefährdet sind als die Lauen.

Die Pharisäer etwa waren ja Menschen, deren Herz für den Glauben brannte, die gerade deshalb eiferten. Vielleicht sollten wir diese neutestamentlichen Texte mit einiger Betroffenheit lesen („wir Frommen“ statt „die Pharisäer“)

Petrus war schnell dabei, sein Schwert zu ziehen. Und wie war das mit den „Donnersöhnen“, (ein Spitzname, der auf einiges Temperament schließen lässt), die gleich ein ganzes Dorf abfackeln wollten (Lk 9, 54)?

Da musste wohl auch Jesus öfter korrigierend zurechtweisen („Wisst ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“), wenn Jünger die Grenze zwischen Treue zur Sache und Fanatismus zu überschreiten drohten. Wem das Herz voll ist, dem geht - manchmal auch die Galle über. Das ist menschlich, sagen wir. Aber es bringt Menschlichkeit in Gefahr.

5.3 Wird der Widerstand aber massiv, gar gewaltsam, dann fühlt man sich und die ganze Gemeinschaft, mit der man sich zutiefst identifiziert, radikal bedroht. Da muss man doch etwas dagegen tun!!!

Kreuzzüge und die Glaubenskriege in der Zeit der Reformation und Gegenreformation haben überdeutlich gezeigt, wie leicht sich Hingabe an den Glauben missbrauchen lässt. Wir müssen bekennen, dass immer wieder Kriege religiös bemantelt wurden. Nicht selten haben Christen gegen Christen Krieg geführt und damit die Einheit des Leibes Christi, der der Leib des Friedens ist (Eph 2, 14 – 19) zerrissen.

5.4 Islamische Fundamentalisten und verschiedene radikale Sekten mobilisieren auch in unserer Zeit Menschen für grausame Gewaltakte gegen die „Feinde des Glaubens“. Sie finden ihr Gegenstück im „christlichen“ Fundamentalismus, der gern vom „Kampf der Kulturen“ redet und das „Christliche Abendland“ zu verteidigen meint.

Nährboden für solche Entwicklungen ist heutzutage hauptsächlich die Verunsicherung, die eine der Folgen der Globalisierung ist. Die weltweite Verflechtung der Wirtschaft nutzt vorwiegend den reichen Nationen und macht die „Entwicklungsländer“ total vom „Weltmarkt“ und von internationalen Großkonzernen abhängig. Über die Medien vermischen sich auch Kulturen, die bisher durch feste Traditionen gesicherte Moral kommt ins Wanken, die eigene Identität verliert an Kontur.

Ein Stück weit haben wir nach der Wende hier im Osten erlebt, wie Menschen aus dem Tritt kommen, wenn das Tempo der Veränderungen zu hoch ist. Wie viel mehr sind Menschen betroffen, die bisher vom Lebensstil der westlichen Welt kaum berührt waren.

Fundamentalisten aller Couleur machen gegen diese Entwicklung Front. Entgegen ihrer Selbstwahrnehmung fehlt es ihnen an Unterscheidung zwischen dem Fundament ihres Glaubens (oder auch ihrer politischen Überzeugung) und den zeit- und gesellschaftsbedingten Formen, diesen Glauben zu leben.

Sie wollen ganz sicher gehen, indem sie das gesamte dogmatische Gebäude bis zum letzten Firstziegel zum Fundament erklären. Das ist freilich eine Religion der Angst, die bei jedem Riss in einem unbedeutenden Anbau in Panik gerät, das ganze Gebäude könne zusammenbrechen.

So lässt sich jede kulturelle Veränderung, jede Aufweichung einer rigiden Sexualmoral, jedes Abbröckeln eingefahrener Traditionen, jedes Infragestellen des eigenen, so christlichen (oder islamischen) Staates zur Gefährdung des wahren Glaubens erklären und kann dadurch leicht instrumentalisiert werden.

Sektiererische Gruppierungen sind meist ein geschlossener Kreis. Ständig bestärkt man sich gegenseitig. Kritische Selbstreflexion ist verpönt. Und häufig ist man wohl auch nicht mehr bereit, die eigene Meinung durch das Wort Gottes in Frage stellen zu lassen. Man meint ein für allemal die Wahrheit zu kennen und spricht sich selbst zu, man sei ganz sicher auf dem einzig richtigen Weg.

Auf Widerspruch von außen ist man gefasst; man kann ihn sogar für sich in eine indirekte Form der Bestätigung umdeuten, wenn man die anderen kurzerhand zu Irrenden oder gar zu

Werkzeugen widergöttlicher Mächte erklärt. Und da Andersdenkende den mühsamen Dialog meist zu schnell aufgeben, verfestigt sich die Überzeugung: Dort draußen lauern die Feinde.

5.5 Auf solchem Boden lässt sich die Bereitschaft zum Kampf der (ganz) Guten gegen die (abscheulich) Bösen züchten. Und weil es ums Ganze geht, sind solche Kriege nicht selten grausam und unversöhnlich. Immer wieder kann man erleben, dass dort, wo bisherige Gegner aufeinander zu gehen, sich sofort Splittergruppen (z.B. die „Wahre IRA“) bilden, die den Terror fortsetzen. Sie fühlen sich als die einzig entschiedenen Kämpfer für das Gute. „Wenn alle unsere Sache verraten, ich nicht!“

Wird gar der Tod eines Kämpfers „für die gute Sache“ zum Martyrium erhoben, überlagert sich die starke Motivation des Überzeugungstäters mit dem alten Traum von der Unverletzlichkeit: Im Himmel kann einem niemand etwas anhaben.

Denn dies scheint die ultimative Sicherheit zu sein, durch nichts zu überbieten: Man gehört entweder hier zu den Siegern, dann hat man den Feind überwunden oder man erhält auf kürzestem Wege einen Ehrenplatz im Paradies. Immer ist man auf der sicheren Seite.

Darum sind Selbstmordattentäter so schwer zu bekämpfen.

Man hat nur seine Rechnung ohne den Herrn des Lebens gemacht.

„So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. So bekehrt ihr euch doch von eurem bösen Wesen“ (Hes. 33,11)

5.6 Der Klassiker der Militärtheorie C. v. Clausewitz definiert die militärische Kraft als „Produkt aus der Größe der vorhandenen Mittel und der Stärke der Willenskraft“, Motivation würde man heute sagen. Das haben alle Planungsstäbe der Welt begriffen und lassen keine Möglichkeit aus, die Menschen bei ihren Überzeugungen zu packen.

Die Verteidigung des American Way of Life oder des Real existierenden Sozialismus, oder eben auch der Westlichen Zivilisation wird bemüht und umgekehrt Feindbilder beschworen, die „unsere heiligsten Güter“ wie Freiheit und Demokratie vernichten wollen. Glaube kommt übrigens in dieser Aufzählung gar nicht vor, jedenfalls bei uns in Europa.

Es war aufschlussreich, dass der Bundeskanzler in einer ersten Stellungnahme zum 11. September sagte, dies sei ein „Anschlag auf das, was unsere Welt im Innersten zusammenhält“. (nach einer Rundfunkmeldung aus der Erinnerung zitiert) Tatsächlich springt einem im ganzen Wallstreet-Viertel in die Augen, dass die großen Bankhäuser sich in ihrem Stil an Kirchenarchitektur anlehnen: Kathedralen des Geldes.

Wo ewige Werte beschworen werden und Geld gemeint ist, lassen sich alle, die beides lieben, schnell zur Verteidigung aktivieren. Da rutscht einem Präsidenten schon einmal das Wort Kreuzzug heraus. Und in einigen Orten der US-Südstaaten sammeln sich die „prayer-warriors“, die „Gebetskrieger“, deren erklärtes Ziel es ist, mit ihren Gebetsgemeinschaften für den Krieg und den Sieg die Friedensgebete der Kriegsgegner vor Gott zu übertönen.

5.7 Wie kann man diesen gefährlichen Fundamentalismus eindämmen?

Der liberal-humanistische Skeptizismus des 18. / 19. Jahrhunderts hat sicherlich eine seiner Wurzeln in der Erinnerung an die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. Verbindlicher Glaube und unversöhnlicher Fanatismus waren im öffentlichen Bewusstsein zu Synonymen geworden.

Also wurde versucht, den Glauben im Namen der Vernunft zu „zähmen“. Wenn man das Christsein nicht so verbissen sieht, sondern auf etwas Lebenshilfe und Seid-nett-zueinander reduziert, kann es keinen Schaden anrichten. Allzu viel Religion ist ungesund.

Das scheint mir so, als wolle man Liebe verpönen, weil es immer wieder Morde aus Eifersucht gibt.

Es ist ohne Zweifel eine Tatsache, dass die Kraft aus dem Glauben wie jede Kraft auch ein Zerstörungspotential enthält und - fehlgeleitet - Schaden anrichten kann. Dieser Gefahr muss man sich bewusst werden und dem Missbrauch rechtzeitig entgegenzutreten. Wo Glaube das demütige Hören und damit seine Bindung an Gott verliert, sich zur religiösen Ideologie verselbständigt, hat er kein Recht mehr, sich christlich zu nennen. Trotzdem sollten wir versuchen, mit Fundamentalisten und Sekten im Gespräch zu bleiben, auch wenn das oft sehr mühsam sein mag. Wir sind ihnen Gottes Wahrheit schuldig. Und sie verrennen sich umso mehr, je mehr sie unter sich bleiben.

Ein Argument, dass uns in diesen Diskussionen öfter begegnen wird, sind die Kriege im Namen Gottes, von denen in der Bibel an verschiedenen Stellen die Rede ist.

6. Heiliger Krieg

6.1 Die Vorstellung, Krieg in Gottes Auftrag zu führen, die Feinde in seinem Namen auszurotten (Bann), findet sich im Alten Testament vor allem in Verbindung mit der Landnahme (Nm 21, 3; Jos 6; Ri 1, 17). Hier wird offenbar ein totaler Krieg geführt.

Ob es sich bei der Wendung „Kriege des Herrn“ (Ex 17, 16; Nm 21, 14; 1.Sam 18, 17 und 25,18) um mehr als um eine geläufige Floskel handelt, scheint mir aus den jeweiligen Zusammenhängen eher fraglich, doch bleibt dies eine religiös-ideologische Überhöhung nationaler Kriege, die bis in unsere Zeit Analogien hat („Mit Gott für König und Vaterland“).

Im Papier des Bischofsrates (Pkt.7) wird bereits darauf hingewiesen, dass trotz solcher Stellen im AT eine enge Verbindung zu der Einsicht besteht, dass Schutz vor Feinden und militärische Siege nicht durch eigene Stärke garantiert werden und dass Gott auch ohne Waffengewalt retten kann (Ex 14, 14 ff; 2.Kön. 39, 35 ff). Dies relativiert zwar die einseitige Vorstellung, alttestamentliches Denken erkläre Israels Kriege grundsätzlich zu Gottes Sache, erspart uns aber nicht die Auseinandersetzung mit dem Tatbestand, dass an einigen Stellen der Bibel im Namen Gottes die völlige Vernichtung der Feinde, einschließlich wehrloser Frauen, Kinder und der Alten, ausdrücklich gefordert wird.

An solchen Punkten wird besonders deutlich, dass Glaube und das Erkennen von Gottes Willen Wachstumsprozesse sind, in denen nicht nur neue und tiefere Erkenntnisse sich zum Alten addieren, sondern wie bei jedem Wachstum auch manches als überholt abgeworfen werden muss. Wir werten das Wort der Bibel und den Glauben des Volkes Israel für uns nicht ab, wenn wir ihn auf diese Weise als etwas Lebendiges und nicht als etwas Statisches verstehen.

Der vertiefte Glaube hat schon im Alten Testament und erst recht mit Jesus den Irrglauben überwunden, Gott habe Gefallen am Tode der Feinde.

6.2 So weit ich das sehen kann, ist bisher zu wenig bedacht worden, wie sich die in Israel wachsende Erkenntnis von dem **einen Gott**, dem Herrn **der ganzen Welt**, auf das Verhältnis zu den Feinden ausgewirkt hat. Dieser Zusammenhang wäre sicherlich einer gründlichen Untersuchung wert.

Im polytheistischen Umfeld lebend, hat es in Israel ja ziemlich lange gedauert, bis sich der Monotheismus (der Glaube, dass es nur einen Gott gibt) im theologischen Denken durchsetzen konnte und noch viel länger, bis er auch in der Volksfrömmigkeit Fuß fasste.

Über lange Zeit waren Israels Vorstellungen wohl eher als Monolatrie zu bezeichnen, d.h. die Israeliten verehrten nur den einen Gott, hielten aber die Götter anderer Völker durchaus für existent und wirkungskräftig. Mindestens in der Frühzeit war damit wohl auch die Vorstellung verbunden, dass auf dem Territorium des Nachbarlandes die „einheimischen“ Götter besonders stark waren.

Auf diesem Hintergrund war für Israel jeder Sieg und Landgewinn auch ein Machtbeweis ihres Gottes, der damit zeigte, dass er auch jenseits der Grenze der Stärkere, der „Gott über alle Götter“ war. Das gab diesen Kriegen einen religiösen Charakter, man zog mit besonderen

Gelübden in den Kampf. Die Beute solcher Kriege fiel nicht den Kämpfern zu, sondern wurde geopfert (was nicht immer leicht durchzusetzen war, vgl. 1.Sam. 15), aber auch die Menschen wurden in der Frühzeit Israels wohl als unter Einfluss der feindlichen Götter betrachtet und daher als Opfer dargebracht.

Diese grausame Praxis verschwand mit der Einsicht, dass Götzen machtlos sind und ihre Anhänger darum nicht „verhext“. Das vom Propheten Elia befohlene Massaker an den Baalspriestern (1.Kön 18, 40) könnte möglicherweise ein letzter Nachhall solch archaischen Denkens gewesen sein.

6.3 Wenn es nur einen Gott gibt, ist er Herr der ganzen Welt und also auch Herr aller Menschen. Langsam setzt sich in der Prophetenzeit aus dieser Erkenntnis die Einsicht durch, dass Gott dann auch Herr der Weltgeschichte ist. Er kann fremde Herrscher und Heere gebrauchen, um Israel zu strafen oder zu befreien.

Und – eine Einsicht, die sehr mühsam wächst - ihm liegt auch das Wohl der anderen Völker am Herzen.

Die Vision der Völkerwallfahrt zum Zion (Jes 2, 1-5) gibt diesem Gedanken ersten Raum, freilich noch als Utopie, etwas, das (noch) keinen Ort in dieser Welt hat. Gott muss erst die Welt „umkrepeln“ (V.2 wörtl.: „auf der Rückseite der Tage“), dann werden das Hören auf Gottes Wort und sein (Schieds-)Gericht Waffen und Kriege überflüssig machen. Nicht von Unterwerfung der Feinde Israels ist hier die Rede, sondern freiwillig kommen alle, weil für alle Gutes, Friede und Sicherheit daraus wachsen.

Mit den andern Völkern ist auch Gottes auserwähltes Volk eingeladen (V.5), im Lichte Gottes den Weg des Friedens zu gehen.

Das Ringen Israels mit der ungewohnten und für alle Nationalisten zutiefst anstößigen Einsicht, dass Gott das Heil auch der Feinde will, ist in der Jonageschichte meisterhaft thematisiert.

In die Hauptstadt des Erzfeindes, nach Ninive, gesandt zu werden, um Gottes Wort zu verkünden, ist für den Propheten Zumutung genug. Dass aber Gott die Feinde verschont, es gut meint mit dieser Stadt, das ist unfassbar. Lieber sterben, als das zu erleben! In den Schlussversen wird geradezu um die Einsicht geworben, dass auch die Feinde Menschen sind, denen Gottes Erbarmen gilt.

Jeremias Botschaft an die Deportierten in Babel, mitten im Feindesland, dieser Stadt Bestes zu suchen und für sie - die Feinde - zu beten (Jer 29, 7), macht deutlich, wie weit Wachstum in der Erkenntnis die Praxis des Lebens und Glaubens verändern kann.

6.4 Endgültig hat Jesus mit dem alten Denken aufgeräumt, mit dem falschen Gottesbild und zugleich mit dem schrecklichen Feindbild.

Weil Gott „seine Sonne scheinen lässt über Gerechte und Ungerechte“ kann er in klarer Absage an das alte Denken („ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist... ich aber sage euch:“) über das Gebot der Verhältnismäßigkeit (Auge um Auge..) hinausgehen und das Gebot der Nächstenliebe auf die Feinde übertragen, denn auch sie, nicht nur die Angehörigen des eigenen Volkes, sind Gottes Kinder.

Wie die Übersetzung Martin Bubers uns den Nächsten im Spiegel zeigt: „Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“, könnte Jesu Wort auch unser Feindbild grundlegend verändern. Wie Gott die Sünde hasst und die Sünder liebt, beruft er uns, Unrecht, Gewalt und Terror zu hassen und zu bekämpfen, aber im Gegner einen Menschen zu sehen, der uns gleichwertig und von Gott geliebt ist.

Es ist nötig, einen Angreifer zu stoppen, wenn es wirklich nicht anders geht, wohl auch mit Gewalt. Aber niemals dürfen wir ihn zum Erzfeind erklären, den es zu vernichten gilt. Jedes Opfer eines Krieges – gleich auf welcher Seite – ist Gottes Geschöpf, dessen Wohl ihm am Herzen liegt.

Seit Jesus nicht nur mit seiner Lehre, sondern auch mit seinem Sterben unser Feindbild durchkreuzt hat, ist uns jedes Verteufeln des Feindes (z.B. als Achse des Bösen) und jede

Glorifizierung eines Krieges als „Heiliger Krieg“ verboten. Gott liebt nicht nur die Christen. Und dass er uns liebt, ist seine Gnade, nicht unser Verdienst.

Wer die Gegner dämonisiert, leugnet Gottes Liebe für die ganze Welt und lästert damit Gott.

Jesu radikales, auf den ersten Blick überzogen wirkendes Wort (Mt 5, 22): „Wer seinen Bruder einen (gottlosen?) Narren nennt, der ist des höllischen Feuers schuldig“, könnte so oder ähnlich gemeint sein: Wer im andern nicht mehr den Bruder sieht, sondern Menschen in Nützlingle und Schädlinge sortiert, selbst definieren will, wer von den anderen ein Mensch ist und wer ein Unmensch, vergeht sich nicht nur an diesen Menschen, sondern maßt sich ein letztes Urteil an, das allein Gott zusteht.

Zyklon B wurde über Jahrzehnte als Schädlingsbekämpfungsmittel produziert. Erst als man Menschen zunächst zu Untermenschen und dann zu lebensunwertem Ungeziefer erklärte, wurde es zum Inbegriff von Massen- und Völkermord.

7. Auf der Suche nach wirklicher Sicherheit

7.1 Wir werden keine Sicherheit finden, indem wir Gegner abwehren. Wir müssen viel radikaler (von lat. radix = Wurzel) vorgehen. Nur wenn wir die Wurzeln des Unfriedens angehen, gibt es Aussicht auf dauerhaften Frieden. Und die sind nicht nur bei den anderen zu suchen. Wenn nach biblischem Zeugnis Frieden die Frucht der Gerechtigkeit ist, dann ist Ungerechtigkeit eine der Hauptursachen von Konflikten.

Häufig gibt es dabei ein massives Ungleichgewicht zwischen den streitenden Parteien. Es gibt keine Aussicht auf eine Lösung, solange an Unterdrückung und Diskriminierung festgehalten wird.

Es ist schwierig, dir die Hand zu reichen, wenn du den Fuß auf meinem Nacken hast. (Bischof Desmond Tutu) An den Starken und an den Reichen ist es daher, den ersten Schritt zu gehen. Und das sind meistens wir.

Wenn die Starken aufgefordert werden, auf ihre Sicherheiten und Privilegien zu verzichten, ihre Unterdrückungsstrukturen abzubauen, wird ihnen das immer als großes Risiko erscheinen. Sie machen sich damit selbst verwundbar. Nur so jedoch können sie die Freiheit finden, die Ängste und Bedenken der anderen Seite zu verstehen, zum Dialog zu finden und an der Überwindung der Spannungen zu arbeiten. Inspiration und Kraftquelle solcher Vorleistungen ist Gottes Handeln in Christus (Eph 2, 14 – 18) Jesus Christus ist „für uns gestorben, als wir noch seine Feinde waren“. Aus seiner Kraft kann das Böse überwunden werden.

7.2 Der Epheserbrief (Eph 6, 10 – 20) bringt es auf den Punkt: Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen. Eben weil das Böse überall ist, fast unsichtbar in Strukturen wirkt, sich in jede gute Absicht mischen kann, nicht zuletzt in uns selbst sich längst eingenistet hat, reichen alle Waffen der Welt nicht aus, uns gegen das Böse zu schützen.

Allzu oft ist dieser Text so interpretiert worden, als wolle er den Christen die „soldatischen Tugenden“ empfehlen. Nach meiner Überzeugung ist er ein großartiger Gegenentwurf zu allen Versuchen, Sicherheit mit Waffengewalt durchzusetzen.

Gott schenkt besseren Schutz: Wahrheit ist fester als ein Waffengurt, sie lässt sich nicht auf Dauer verschweigen und verfälschen; Gerechtigkeit schützt besser als jede Panzerung, sie erweist sich im täglichen Leben. Das gute Friedenswort erreicht mehr als das Dröhnen der Militärstiefel. Das Vertrauen auf Gott macht den Kopf frei und kreativ, da wird ein Helm überflüssig. Schwert und Gewalt können den Gegner vielleicht bremsen, aber nicht ändern, das kann nur die geistige Auseinandersetzung, die ihre klare Ausrichtung am Wort Gottes findet (mit der Bergpredigt kann man sehr wohl Politik machen!). Und wo das Hören auf Gott im Gebet und das Flehen um Hilfe mit der wachen, beständigen Aufmerksamkeit für die Menschen verbunden ist, hat Glaube Kraft, die auch dann noch Zuversicht gibt, wenn Ketten sich nicht einfach abschütteln lassen.

7.3 Wenn der Dreh- und Angelpunkt einer Friedensethik aus dem Geist Jesu die Einsicht ist, dass Gott die Feinde nicht weniger liebt als uns, ist das einzig mögliche Konzept das der **gemeinsamen Sicherheit**. In allem, was wir zu unserer Sicherheit tun, muss immer mit

bedacht werden, wie vermieden werden kann, dass auf der anderen Seite durch unsere Maßnahmen neue Ängste geschürt werden.

Und wir werden nach einer Sicherheit suchen, die nicht das niederdrückt, was wir eigentlich verteidigen wollen. Dafür hat sich in der Friedensdiskussion der engl. Ausdruck „Human Security“ eingebürgert, was sich am treffendsten wohl als „Sicherheit mit menschlichem Antlitz“ wiedergeben lässt. Wir wissen, dass wir dadurch verwundbar bleiben, dass Freiheiten (z. B. Reisefreiheit) missbraucht werden können. Solche Gefahren lassen sich begrenzen, aber nicht völlig vermeiden. (vgl. die Diskussionen im sog. Visa – Untersuchungsausschuss)

Schließlich wissen wir, dass Umweltprobleme, Vergeudung der sehr begrenzten natürlichen Ressourcen wie Wasser und Energieträger, Nahrungsmangel und neue Infektionskrankheiten die Völker in ähnlich gravierender Weise bedrohen wie Terror und Krieg, dass sie Auslöser von Gewalt sein können und umgekehrt durch Krieg und Gewalt verstärkt werden. Die Sicherheit, die wir brauchen, muss auch diese Probleme im Blick haben, also auf Förderung des **Schalom** und nicht nur des Pax ausgerichtet sein.

Alle diese Probleme sind nur in Zusammenarbeit zu lösen: Die Menschheit ist stärker als jemals zur Überlebensgemeinschaft geworden.

7.4 In den Seligpreisungen hat uns Jesus das Friedenstiften aufgetragen und unter seine besondere Verheißung gestellt. Seit der Zeit nach dem ersten Weltkrieg und verstärkt seit den sechziger Jahren haben christliche Friedensgruppen und dann auch die Kirchen neu entdeckt, dass aktives Friedenshandeln weit über die „Domestizierung“ von Gewalt hinausgeht. Seitdem haben Friedensdienste in vielen Spannungsherden der Welt zeichnerhaft an der Versöhnung gearbeitet.

Lokal hat solche Arbeit Wirkung gezeigt, war aber selten mehr als „ein Tropfen auf den heißen Stein“. Die Anstrengung der Kirchen (und aller Verbündeten, die wir dafür gewinnen können) muss es sein, die (bereits weit entwickelten) Konzepte nicht-militärischer Konfliktlösung in den Bereich staatlichen und internationalen Handelns zu übertragen.

Während für militärische Verteidigung Unsummen ausgegeben werden, fehlen bisher Planungsstäbe, die im Voraus die Organisation von Friedenseinsätzen, Medienkampagnen gegen die Verhetzung, auch das Durchsetzen eines Embargos, so vorbereiten, dass im Konfliktfall schnelles Handeln möglich ist. Und es fehlt ein Stab gut geschulter Mitarbeiter, der im Ernstfall sofort eingesetzt werden kann.

Solche Strukturen müssen in Friedenszeiten aufgebaut werden, sonst wird unweigerlich bei zunehmenden Spannungen wieder nach Militär gerufen. Und aus einem Soldaten wird nun einmal kein Friedensarbeiter. Wenn es ernst wird, reagiert er so, wie er es gelernt hat, nämlich mit Gewalt.

7.5 Nicht immer wird Friedenshandeln gelingen, oft auch der rechte Zeitpunkt versäumt werden. Wenn ein blutiger und womöglich grausamer Konflikt bereits ausgebrochen ist, kann man sicherlich zu Recht beklagen, was vorher versäumt oder falsch gemacht wurde. Das nutzt den Opfern gar nichts. An sie aber hat uns unser Herr gewiesen. Diese Verantwortung schließt ein, manchmal keinen anderen Weg zu sehen als den einer bewaffneten „**Humanitären Intervention**“, um noch größeres Leid und schlimmeres Unrecht zu verhindern.

Die Gefahr ist groß, humanitäre Gründe nur vorzuschützen, um eigene Machtinteressen durchzusetzen. Daher muss auf jeden Fall das Recht zu solchen Interventionen der UNO oder vergleichbaren internationalen Gremien vorbehalten bleiben. Dass die USA und in ihrem Gefolge auch die neue NATO-Doktrin beanspruchen, „im nationalen Interesse“ zu intervenieren, kann in keiner Weise gerechtfertigt werden.

Als Kriterien zur Beurteilung solcher Ausnahmefälle halte ich die Bedingungen der Lehre vom „gerechten“ Krieg (bei aller Kritik, wie unter 4.3 formuliert) für die besten Regeln, die wir bisher haben. Auch dann wäre freilich ein **Krieg nicht „gerecht“**. Wer tötet, macht sich schuldig. Wo die Schuld noch größer würde, wenn man nichts tut, können Soldaten wie Verantwortliche nur demütig auf Vergebung hoffen, wenn sie zur Waffe greifen.

7.6 Frieden schaffen kann man nicht mit Waffen, höchstens Gewalt eindämmen. Darum muss jedes Bemühen um Konfliktlösung auf Versöhnung zielen. Das wird oft ein schwerer und schmerzlicher Prozess sein, besonders dort, wo schweres Unrecht geschehen und viel Blut

geflossen ist. Es gibt aber gerade in der jüngeren Geschichte viele gute Beispiele, dass Aussöhnung gelingen kann. Dabei ist wichtig, dass die „Sieger“ das Wohl aller und nicht ihre eigenen Maximalforderungen im Blick haben. Frieden ist Frucht der Gerechtigkeit, nicht des Rechthabens.

7.7 Frieden beginnt im Alltäglichen. Nur wo wir in Familie und Erziehung, im Arbeitsleben und Gemeinde überzeugend Frieden und Gerechtigkeit vorleben, haben wir das Recht, uns gegen Gewalt auf der Welt zu stellen und um Frieden zu beten. Die christliche Gemeinde kann ein Ort sein, wo Menschen lernen, unterschiedliche Meinungen und Interessenkonflikte offen, ehrlich und dabei in Liebe auszutragen.

Frieden im engen Kreis ist aber nicht genug. Weil Gott diese Welt liebt, dürfen wir sie nicht gottloser Machtpolitik überlassen. Wir werden einmal Rechenschaft ablegen müssen über das, was wir „den geringsten Brüdern nicht getan“ haben. Wir sind nicht zu schwach, der Friedensfürst ist mit uns. Gegen den Augenschein dürfen wir kleine Schritte tun im Vertrauen auf die Verheißung, die der Arbeit an Frieden und Versöhnung zugesprochen ist.

Ulrich Meisel

Wer sagt uns, dass wir sicher sind?

Thesen zum Thema

1. Nicht alles zu wissen, nicht alles zu können und Schutz zu brauchen, gehört zum Menschsein, weist uns aufeinander und begründet Gemeinschaft.
2. Interessengegensätze und Spannungen sind Teil des Lebens und wichtige Triebkraft der Entwicklung, aber auch Ursache von Gewalt. Daraus wächst das Bedürfnis nach Sicherheit.
3. Andere gewaltsam zwingen zu können, ohne selbst Gewalt zu erleiden, ist ein tief im Menschen verwurzelter Traum. Obwohl letztlich eine Illusion, hat er bis in unsere Zeit Wettrüsten und Abschottung angetrieben.
4. Durch weit überlegene Stärke (fast) unverwundbar zu sein, kann inhuman machen, weil allzu leicht die Perspektive der Opfer und damit das Mit-Leiden verloren gehen.
5. Bestand und Sicherheit der Gesellschaften und Völker, in die Gott uns gestellt hat, sind Teil unserer christlichen Verantwortung für diese Welt. Durch ihre Geschichte hindurch haben die Kirchen und Christen immer wieder darum gerungen, ob und wie weit dabei Gewaltanwendung zulässig ist.
6. Religionen – auch christlicher Glaube – sind eine der stärksten Motivationen menschlichen Handelns. Durch Gotteslob in der Kunst, selbstlose Hingabe im Dienst an Menschen und tiefes Denken haben sie die Menschheit ungeheuer bereichert. In fundamentalistischen Ideologien und Fanatismus fehlgeleitet, kann diese starke Kraft aber auch zum gefährlichen Gewaltpotential werden
7. Der Irrglaube, Gott selbst befehle die Vernichtung der Feinde („Heiliger Krieg“) entspringt einem falschen Gottesbild und wurde im Denken Israels schon zur Zeit des Alten Testaments überwunden. Bis heute wirken aber solche Vorstellungen noch nach.
8. Endgültig und konsequent hat Jesus im Gebot der Feindesliebe klargestellt, dass Gott alle Menschen und so auch unsere Gegner liebt. Jesus hat mit seinem Leben, Leiden und Sterben alle Trennungen durch Kultur, Rasse und Klasse durchkreuzt.
9. Dass Jesus Christus der Bruder aller Menschen und so auch unserer Feinde geworden ist, verpflichtet uns bei dem legitimen Bemühen um die eigene Sicherheit nicht die Vernichtung, sondern die Veränderung der Gegner zum Guten zu suchen. Dem entspricht das Konzept der Gemeinsamen Sicherheit.
10. Die Verheißung Christi gilt den Friedensstiftern. Kirchen und Christen liegt daher die Entwicklung von Friedensdiensten besonders am Herzen. Gemeinsam mit allen Menschen guten Willens wollen wir darauf hinwirken, bereits heute auf staatlicher und internationaler Ebene verbindliche Abkommen und Strukturen (Planungsstäbe, geschulte Fachkräfte) zu schaffen, die bereit stehen, um im Konfliktfall zu vermitteln und an der Deeskalation zu arbeiten.
11. Die vorrangige Option für Gewaltfreiheit schließt ein, Konflikte rechtzeitig zu erkennen und zu benennen, mit Hilfe internationaler Schiedsgremien gerechte Lösungen zu suchen und

durchzusetzen. Dazu wird nicht selten wirtschaftlicher (z.B. Embargo) und politischer Druck der Weltgemeinschaft nötig sein.

12. Jesus nachfolgen heißt, unsere Welt aus der Perspektive der Schwachen und der Opfer zu sehen. Wo blutige und grausame Konflikte bereits ausgebrochen sind, kann die „humanitäre Intervention“ das kleinere Übel sein, um Schlimmeres zu verhüten. Die Gefahr des Missbrauchs einer solchen Begründung ist groß. Daher ist es nötig, dieses Recht internationalen Gremien (UNO, OSZE) bei Anwendung enger Kriterien vorzubehalten. Die Regeln aus der kirchlichen Lehre vom „gerechten“ Krieg könnten eine gute Grundlage für die Entwicklung solcher Richtlinien sein.

13. Festzuhalten bleibt: Selbst in diesen Fällen wäre ein Krieg nicht gerecht und darf nicht glorifiziert werden. Soldaten sind keine Helden. Wer tötet, wird schuldig und kann nur auf Vergebung hoffen im demütigen Bewusstsein, dass noch mehr Schuld auf sich laden würde, wer nichts tut.

14. Mit Waffen kann man keinen dauerhaften Frieden schaffen, sondern Gewalt nur zeitweilig begrenzen. Das Ziel jeder Konfliktlösung muss daher Versöhnung und eine gerechte Perspektive für alle beteiligten Seiten sein. Es ist freilich noch schwerer, den Frieden zu gestalten, als einen Krieg zu gewinnen. Als Christen ist uns aufgetragen, von der Verheißung zu reden, die auf Versöhnung liegt und selbst daraus zu leben.

15. Fanatiker sind meist rationalen Argumenten kaum zugänglich, Verhandlungen mit ihnen selten möglich. Daher ist gegen Terrorismus und privatisierte Gewalt immer bewaffneter Schutz notwendig.

Auch hier gilt der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel, damit die Sicherheitsbemühungen nicht die Demokratie zerstören, die wir verteidigen wollen. Ziel kann nicht sein, unsere Gesellschaft lückenlos zu schützen, sondern sie in ihrer Offenheit und damit Verwundbarkeit zu erhalten.

16. In dieser Verwundbarkeit leben wir von der Zusage des auferstandenen und erhöhten Christus: „In der Welt habt ihr Angst. Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Allein darin besteht unsere Sicherheit.

Ulrich Meisel